

campus

GORDON BROWN

WAS FOLGT

**WIE WIR WELTWEIT NEUES
WACHSTUM SCHAFFEN**



Inhalt

| | |
|--|----|
| Vorwort zur deutschen Ausgabe | 9 |
| Prolog | 11 |
| Einleitung: Die erste Globalisierungskrise | 17 |

Erster Teil

| | |
|---|----|
| 1. »Alles, was ich brauche, ist eine Übernachtfinanzierung.« | 35 |
| Januar 2008 | 45 |
| Februar 2008 | 48 |
| März 2008 | 49 |
| April 2008 | 50 |
| Mai bis Juni 2008 | 54 |
| Juli 2008 | 55 |
| August 2008 | 58 |
| 7. bis 18. September 2008 | 60 |
| 16. bis 24. September 2008 | 61 |
| 24. September 2008 | 64 |
| 25. September 2008 | 64 |
| 26. September 2008 | 68 |
| 26. und 27. September 2008 | 70 |
| 27. September 2008 | 73 |
| 28. September 2008 | 74 |

| | |
|--|----|
| 29. September bis 14. Oktober 2008 | 74 |
|--|----|

Zweiter Teil

| | |
|---|-----|
| 2. Das Problem kündigt sich an: Lehren aus der Asienkrise | 97 |
| 3. Das Problem tritt zutage: Kapitalismus ohne Kapital | 112 |
| Lehman Brothers | 122 |
| Royal Bank of Scotland | 125 |
| Halifax Bank of Scotland | 129 |
| Gerechtigkeit und Entlohnung der Banker | 135 |
| Für eine Bankenverfassung | 142 |
| 4. Das Problem wird angegangen: der Eine-Billion-Dollar-Plan | 147 |

Dritter Teil

| | |
|---|-----|
| 5. Kurs auf globales Wachstum und Beschäftigung | 173 |
| 6. Die große Aufgabe Amerikas | 183 |
| 7. Chinas große Chance | 193 |
| 8. Indien und die asiatischen Volkswirtschaften | 205 |
| Die breitere asiatische Wirtschaft | 216 |
| 9. Das Leben mit dem Euro | 225 |
| Der Beitritt zur Eurozone | 231 |
| 10. Afrika nach der Krise | 242 |
| 11. Ein globaler Wachstumsplan | 256 |

Vierter Teil

| | |
|--|-----|
| Fazit: Märkte brauchen Moral | 287 |
|--|-----|

Anhang

| | |
|---|-----|
| Vortrag an der Harvard-Universität am 15. Dezember 1998 . . | 296 |
| Glossar | 313 |
| Danksagung | 318 |
| Bibliografie | 327 |
| Anmerkungen | 338 |
| Register | 366 |

Einleitung

Die erste Globalisierungskrise

Elf Tage nach jener schlaflosen Nacht auf dem Rückflug von Washington bereiteten wir die Banken am Dienstagabend, den 7. Oktober 2008, darauf vor, dass wir am folgenden Tag unsere Rekapitalisierungspläne bekannt geben würden. Anschließend erklärte mir der Chef einer der größten britischen Banken, sein einziges Problem sei der Cashflow, und er brauche lediglich eine »Übernachtfinanzierung«. Seine Äußerung untergrub jegliches verbliebene Vertrauen, das ich noch in die kollektive Klugheit unserer Banker setzte. Am folgenden Tag wurden zwei unserer Banken, die damals zu den größten der Welt gehörten, zu unseren größten Krisenopfern aller Zeiten. Einige Monate später, im Januar 2009, gaben sie ihre höchsten Verluste in der britischen Geschichte bekannt.

Die Probleme, welche die Bank dieses Chefs hatte, waren keineswegs kurzfristig und beschränkten sich auch nicht auf Liquidität; Cashflow-Hilfen hätten allenfalls ein paar Tage ausgereicht. Die Probleme waren weitaus gravierender, als ihm bewusst war oder er zugeben wollte. Es waren grundlegende strukturelle Probleme. Seine Bank besaß Wertpapiere, die unvorstellbar »toxisch« waren, und hatte zu wenig Eigenkapital, um die Verluste abzudecken und solvent zu bleiben. Diese Ansicht teilte eindeutig auch der Markt.

Aber während die Wall Street herauszufinden versuchte, ob und wie das Troubled Assets Relief Program funktionieren würde, standen Banker, Finanzaufsichtsgremien und Regierungen auf der ganzen Welt noch unter Schock und fanden keinen Konsens über

die notwendigen Schritte. Manche verlangten, mehr Liquidität in das System zu pumpen. Andere wollten die Giftpapiere isolieren. In Europa herrschte nach wie vor die Ansicht, es handle sich ausschließlich um ein Problem der sogenannten angelsächsischen Volkswirtschaften.

Wir hatten zwar über ein Jahr gebraucht, um an diesen Punkt zu gelangen, aber während der Sommerferien war ich bereits zu einem anderen, äußerst beunruhigenden Schluss gekommen: Die Probleme der Banken waren so tiefgreifend und systemisch, dass Großbritannien es sich nicht leisten konnte abzuwarten, bis andere sich uns anschlossen, bevor wir radikale Schritte zur Rettung unserer Banken unternahmen. Im September wurde mir klar, dass wir nur noch Tage von einem vollständigen Zusammenbruch entfernt waren. Am nächsten Morgen um 5 Uhr erklärte ich Sarah, sie müsse sich darauf einstellen, unsere Sachen zu packen, um von jetzt auf gleich aus der Downing Street auszuziehen. Ich stand kurz davor, anzukündigen, dass wir anboten, Milliarden zu investieren und die Kontrolle über die beiden größten britischen Banken zu übernehmen – ein Schritt, den noch keine Regierung in unserer Geschichte je getan hatte. Wenn mein Vorhaben scheiterte, bliebe mir keine andere Wahl als zurückzutreten. Als ich an diesem Morgen ins Büro ging, wusste ich nicht, ob ich bei Sonnenuntergang noch im Amt sein würde.

Ich machte mich an die Arbeit. Am 8. Oktober 2008 gaben Alistair Darling und ich die größte Rekapitalisierung der britischen Bankengeschichte bekannt: ein staatliches Rettungspaket, in dem wir anboten, für bis zu 50 Milliarden Pfund Bankkapital und Aktien zu kaufen, einzigartige Kreditgarantien in Höhe von 250 Milliarden Pfund für eine Neuverschuldung der Banken zu geben und 200 Milliarden Pfund an zusätzlicher Liquidität bereitzustellen. Als Gegenleistung würden wir auf der Einhaltung der strengen Bedingung bestehen, die wir auf dem Rückflug aus Amerika aufgestellt hatten: keine Finanzierung ohne Rekapitalisierung.

Im vorliegenden Buch schildere ich aus der Sicht eines Insiders die Geschichte der Finanzkrise, die 2008 über die Welt hereinbrach. Hätten Regierungschefs auf der ganzen Welt nicht die richtigen Entscheidungen getroffen, hätte es zu einer weltweiten Depression kommen können, die wie in den 1930er Jahren einen Rückfall in Protektionismus, Massenarbeitslosigkeit, Extremismus und politische Instabilität mit sich gebracht hätte.¹ Dieses Buch befasst sich mit dem, was damals geschah und was heute passieren sollte.

Noch nie sah sich die Welt mit derart komplexen weltweiten wirtschaftlichen Herausforderungen konfrontiert wie 2008 – mit so schnellen finanziellen Umschwüngen, so großen Bedrohungen für die Banken und so ausgeprägten wirtschaftlichen Instabilitäten.

Ich möchte die Geschichte einer Bankenkrise schildern, die in eine Industrie-, Handels- und Beschäftigungskrise überging und mittlerweile als Staatsverschuldungskrise gilt, die in Wirklichkeit aber weit-
aus gravierender ist und eine Krise der Globalisierung darstellt.

Außer meinen persönlichen Erinnerungen an die wesentlichen politischen Ereignisse lege ich auch meine Analyse dar, was wir aus ihnen lernen können. Teil 1 enthält die Schilderung der Ereignisse, wie ich sie erlebt habe, Ereignisse, die selbst heute noch schwer in einen Zusammenhang zu bringen sind. Bereits in meiner Rede vor dem US-Kongress am 4. März 2009 sagte ich: »Wir neigen dazu, uns das Wirken des Schicksals über eine Spanne von Monaten und Jahren vorzustellen – als ob jede Minute unweigerlich zur nächsten führe, bevor sie in einem jener entscheidenden Momente gipfelte, die wir Geschichte nennen. Aber manchmal tauchen die prägenden Momente der Geschichte plötzlich und ohne Vorwarnung auf.«

Schon lange habe ich den Eindruck, dass der Rhythmus des politischen Alltags allzu oft auf Symptome, nicht auf Ursachen gerichtet ist; auf Reaktion, nicht auf Reflexion; auf die niedrig hängenden, nicht auf die hoch hängenden Früchte. Es gibt Zeiten, in denen Entscheidungen unter Hochdruck zu fällen sind, und selbst wenn wir wissen,

was richtig ist, schaffen wir Politiker es allzu oft nicht, zu handeln. Aber in diesem Fall haben wir schnell gehandelt und das Problem im Kern angepackt. Als Politiker müssen wir aber auch unseren Teil an Schuld und Verantwortung für diese Krise auf uns nehmen. In den folgenden Kapiteln werde ich die Bereiche umreißen, in denen ich die Hand hebe und zugebe, dass ich Fehler gemacht habe.

Mit einer gewissen Scheu und erheblicher Demut möchte ich aber auch behaupten, dass ich dieser Herausforderung aufgrund meiner besonderen Stärken und sogar meiner besonderen Schwächen manches entgegengesetzt habe. Eine meiner häufig kritisierten Kommunikationsschwächen besteht in meiner Vorliebe für Zahlen, die die britische Presse als meinen »Hang zu Traktor-Statistiken« beschrieben hat. Diese Kritik hat eine gewisse Berechtigung. Aber gerade diese Eigenschaft spielt, glaube ich, eine wesentliche Rolle in der Geschichte, die in den folgenden Kapiteln geschildert wird.

Ich verfolge Zahlen und Statistiken, weil die Muster, die ich darin erkenne, mir helfen, die komplexe menschliche Realität zu begreifen. Andere mögen einen trockenen Bericht über Beschäftigungsstatistiken sehen und ihn langweilig finden, aber ich sehe hinter jeder Zahlenkolonne eine Reihe von Geschichten über die Hoffnungen und Ängste, Triumphe und Katastrophen im Leben einzelner Menschen.

Dieses Verhältnis zu Zahlen brachte mich anfangs in die Erlassjahr-2000-Kampagne, die einen Schuldenerlass für die ärmsten Länder der Welt forderte. Ich war damals noch nie in Afrika gewesen und hatte die Gesellschaften, die vom Erlass ungerechter Schulden profitieren würden, nie besucht oder kennen gelernt. Aber angesichts der Projektionen, die ich gesehen hatte, seit ich mich 1989 erstmals mit diesem Problem befasst hatte, hielt ich es für sinnlos, auf der Rückzahlung dieser Schulden zu bestehen: Ihnen standen die Menschenleben gegenüber, die sich retten oder verändern ließen, wenn wir diese Länder aus ihren Kreditverpflichtungen entließen. Als ich Jahre später die Schulkinder und die mit Medikamenten versorgten HIV-Patienten traf, die von der Dividende des Schuldenerlasses pro-

ftierten, bekamen die Menschen, die ich in diesen Zahlen nur erahnt hatte, Gesichter.

Im Guten wie im Schlechten ist diese Angewohnheit Teil meines Denkens, meiner Entscheidungsfindung und meiner Weltsicht. Daher findet sich auf den folgenden Seiten manches Zahlenmaterial. Aber den Daten liegt chaotisches, unberechenbares, prekäres menschliches Leben zugrunde. Die in diesem Buch geschilderten Entscheidungen wurden von Menschen getroffen. Ob diese Entscheidungen nun klug oder dumm, moralisch oder unmoralisch waren, hatte nicht bloß abstrakte Konsequenzen, die lediglich für Wirtschaftswissenschaftler und Finanzhändler von Interesse waren. Als unmittelbare Folge der Globalisierung betrafen sie alle Menschen überall. Eben weil die Auswirkungen der Krise so schmerzlich und weitreichend waren, fragen Menschen überall, wie es überhaupt dazu kommen konnte und wie wir eine Wiederholung verhindern können. Ich hoffe, dass dieses Buch einen nützlichen Beitrag zu dieser Debatte liefert. Beginnen möchte ich mit einer einfachen Erklärung, warum wir uns in der gegenwärtigen Lage befinden.

Die Krise war in Ausmaß und Reichweite auf beispiellose Weise global. Zum ersten Mal war jeder, vom Reichsten in der wohlhabendsten Stadt bis zum Ärmsten im elendesten Slum, von demselben Wirtschaftseinbruch betroffen.² Aber obwohl sie globale Ursachen hat, sind die Auswirkungen der Krise lokal und nahezu in jedem Einkaufsviertel, jedem Betrieb und an jedem Küchentisch spürbar.

Die Öffnung des Handels und die Schaffung konkurrierender Märkte führten zu den großen Erfolgen der Globalisierung, zu denen ein weltweites Wachstum zählt, das eine Milliarde Menschen aus extremer Armut geholt hat. Nach wie vor bin ich entschieden für Globalisierung, Freihandel und liberalisierte Märkte.³ Aber während die Vorteile der Globalisierung nicht zu unterschätzen sind, lassen sie sich doch nicht ohne Weiteres sicherstellen. Wir müssen auch bereit sein, ihre unterschwellig wirtschaflichen, demokratischen, sozia-

len und politischen Schwächen, die in den vergangenen Jahren zutage getreten sind, auf internationaler Ebene anzupacken und die Globalisierung zu regulieren. Daher ist die gegenwärtige Lage auch mehr als nur eine gewöhnliche oder eine ähnliche Krise wie die von 1929 bis 1931: Sie ist die erste Globalisierungskrise. Der Wandel der Weltwirtschaft ist nicht vorübergehend und von kurzer Dauer, sondern permanent und tiefgreifend. Europa und Amerika produzierten über 200 Jahre lang – während der gesamten Geschichte der Industrialisierung – die meisten Waren der Welt. Sie waren die Hauptexporteure von Gütern und Dienstleistungen, stellten die meisten der verkauften Fabrikwaren her und brachten den Großteil der Wirtschaftstätigkeit und Investitionen der Welt hervor.

Die Vereinigten Staaten und die 27 europäischen Länder, die heute die Europäische Union bilden, waren 1990 verantwortlich für 55 Prozent der gesamten Produktion, 57 Prozent aller Exporte und 59 Prozent der gesamten Wirtschaftstätigkeit der Welt. Der Großteil der Investitionen – 52 Prozent – erfolgte ebenfalls in Europa und Amerika.

Das war eine bemerkenswerte Errungenschaft aus zwei Jahrhunderten des Wirtschaftswachstums. Auf Nationen, die heute kaum mehr als 10 Prozent der Weltbevölkerung stellen, entfielen über 50 Prozent der Weltproduktion, Fertigung, Wirtschaftsleistung, Exporte, Investitionen und selbstverständlich auch des Konsums.

Selbst im Jahr 2000 hielten Amerika und Europa ihre dominante Stellung noch knapp. Aber seit 2000 hat sich das wirtschaftliche Kräfteverhältnis zwischen den beiden ersten industrialisierten Kontinenten und dem Rest der Welt rasant verschoben.

Amerika und Europa brachten 2010 nur noch 45 Prozent der Produktionsleistung und 47 Prozent der Exporte hervor. Heute vollzieht sich das Wirtschaftswachstum der Welt größtenteils nicht mehr in Amerika und Europa, sondern in den übrigen Regionen der Welt – und so kippen wir von einer alten Welt, in der Amerika und Europa über die Hälfte der Weltwirtschaftstätigkeit hervorbrachten, in eine neue Welt, in der ihr Anteil weit weniger als die Hälfte ausmacht. Die

neuesten Zahlen deuten darauf hin, dass Amerika und Europa schon bald weniger in ihre Zukunft investieren werden als der Rest der Welt. Amerikas und Europas Anteil an den weltweiten Investitionen fällt sogar noch schneller und wird bis 2015 noch weiter sinken.

Aber obwohl Amerika und Europa weniger als die Hälfte des Handels und der Investitionen hervorbringen, konsumieren sie weit mehr als die Hälfte – über 60 Prozent – der weltweiten Waren und Dienstleistungen.

In Asien ging die rapide steigende *Produktion* nicht mit einem ähnlichen Anstieg des *Konsums* einher.

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts entwickelten sich also in diesen beiden Teilen der Welt die beiden Seiten der Wirtschaftsgleichung in unterschiedliche Richtungen: Produktion, Investition, Export und Fertigung einerseits und Konsum andererseits. Da die Globalisierung entgegengesetzte Gravitationszentren der Produktion und des Konsums erzeugte, bietet die Weltlage heute ein unausgewogenes, unhaltbares Bild.

Diese Veränderungen zeugen von und erwachsen aus der ungleichen Entwicklung unserer Weltwirtschaft. Sie resultiert unmittelbar aus der globalen Beschaffung von Waren und Dienstleistungen – dem ersten wesentlichen Merkmal der Globalisierung – und den globalen Kapitalströmen. In einer Welt, in der die wechselseitigen Abhängigkeiten immer stärker zugenommen haben, kann kein Land seinen Kurs allein bestimmen. Die globale Beschaffung von Waren und Dienstleistungen hat zu asiatischen Waren geführt, die traditionelle amerikanische und europäische Erzeugnisse preislich unterbieten. Die globalen Kapitalströme ermöglichen es amerikanischen und europäischen Konsumenten, Kredite bei asiatischen Produzenten aufzunehmen. Die Verlagerung der Produktion von Amerika und Europa nach Asien ging also nicht mit einer entsprechenden Verlagerung des Konsums einher. Vielmehr schichteten sich die Kredite um, indem Asien – und vor allem China – Amerika und Europa Geld lieh. Eigentlich hätte man erwarten dürfen, dass die Industrieländer mit

ihren hohen Einkommen Nettokapitalexporteure in die aufstrebenden Märkte wären. Tatsächlich aber ist die größte aufstrebende Volkswirtschaft, China, auch der größte Nettokapitalexporteur. Noch nie in der Menschheitsgeschichte hat eine Supermacht einer anderen so Geld viel geliehen, wie Martin Wolf es anschaulich formulierte. Zu dieser wirtschaftlichen Neuordnung hätte es ohne die weltweite Beschaffung von Waren und die grenzüberschreitenden Kapitalströme nicht kommen können. Einfach ausgedrückt: Die Ungleichentwicklung, die ich aufzeige, hätte ohne Globalisierung nicht stattfinden können. Aus diesem Grund bezeichne ich die gegenwärtige Krise als erste Globalisierungskrise. Für die Politik stellt sich allerdings nicht die Frage, ob wir an der Globalisierung festhalten – denn sie ist eine Tatsache –, sondern ob wir sie gut bewältigen. Darum geht es im vorliegenden Buch.

Kern der Krise war ein Versagen, das unregulierten Märkten innewohnt, eine Instabilität, die aus der Art der wachsenden Kapitalströme auf der ganzen Welt und aus ihren Auswirkungen auf die Wirtschaft resultierte. Während die Volkswirtschaften stärker in Wechselbeziehung miteinander traten und die Verflechtungen der globalen Finanzwirtschaft zahlreicher wurden, versäumten es Regulatoren und Regierungen, mit dieser Entwicklung Schritt zu halten und für eine bessere Koordination zu sorgen.

Bis 2007 expandierte die Globalisierung über mehr als ein Jahrzehnt hinweg, allerdings in wenig strukturierter Form. Im Jahr 2008 erlebten wir auf den Rohstoffmärkten nacheinander derart starke Schwankungen, dass sie das Wachstum der Weltwirtschaft gefährdeten: zuerst stark steigende Ölpreise, anschließend Booms bei Industriemetallen, dann steigende Nahrungsmittelpreise und Schwankungen der Währungskurse.⁴ Aber die Ungleichgewichte, die die Globalisierung erzeugt hatte, ermöglichten auch eine Flut überschüssiger Liquidität. Und das Streben nach Höchstrenditen trieb

Banken nicht nur in neue Risikobereiche, sondern auch zum Einsatz neuer hochriskanter Finanzinstrumente. Diese Aktivitäten sorgten in Verbindung mit dem hohen Fremdmiteinsatz der Banken für eine Abwärtsspirale. Viele wurden ermuntert, Risiken einzugehen, die sie nicht verstanden: Angespornt durch sittenwidrige Anreize, das Falsche zu tun, verkauften sie Wertpapiere, die von den Banken nicht richtig bewertet wurden und nicht durch das nötige Eigenkapital abgesichert waren.

Bereits Anfang 2006 begann die Blase der amerikanischen Immobilienpreise und hypothekenbesicherten Anleihen zu platzen. Als die Öffentlichkeit erstmals von Subprime-Krediten hörte – ein Wort, das bis dahin außerhalb von Finanzinstituten und Börsen praktisch unbekannt war –, waren bereits hypothekenbesicherte Wertpapiere für Hunderte von Milliarden Dollar verbrieft, von Rating-Agenturen als grundsolide Triple-A-Investitionen eingestuft und auf der ganzen Welt verkauft worden, häufig an Investoren, die keine realistische Vorstellung vom Wert (oder Unwert) der Papiere hatten, die sie kauften. Unter diesen verbrieften Hypothekenkrediten befanden sich manche, die man zu hohen Zinssätzen an die Ärmsten vergeben hatte und die mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendwann nicht mehr bedient würden.

Die Finanzinnovationen, die dies ermöglichten, und die Auswirkungen, die das Geschehen am unteren Ende des amerikanischen Immobilienmarkts auf die Finanzzentren der Welt hatte, sind in Teil 2 dieses Buches beschrieben.⁵

Die Krise hält an, und ohne Maßnahmen, wie ich sie in Teil 3 dieses Buches darlege, könnte sie in Europa und Amerika ein Jahrzehnt niedriger Wachstumsraten und hoher Arbeitslosigkeit nach sich ziehen. Zudem könnte sie bedeuten, dass auf der ganzen Welt weitere Millionen von Menschen zu einem Leben in Armut verdammt sein werden. Um das zu verhindern, müssen Staaten auf der ganzen Welt die schwierigen langfristigen Entscheidungen treffen, die ich in Teil 3

skizziere. Alle meine Empfehlungen bauen auf meinem lebenslangen Engagement für eine verantwortungsvolle Steuerpolitik auf, die Defizite und Verschuldung so gering wie möglich hält. Etwas gegen niedriges Wachstum, massenhafte weltweite Unterbeschäftigung und Armut zu unternehmen ist heute die größte langfristige Herausforderung. Daher muss eine fiskalische Konsolidierungspolitik Wachstum und Beschäftigung fördern und nicht gefährden oder vernichten.

Nach meiner Überzeugung erfordert diese Krise nicht nur die Fähigkeit, mutig zu handeln, sondern mehr noch die Fähigkeit, moralisch zu denken. Die verblüffendste Enthüllung dieser Krise war, meiner Ansicht nach, dass die Finanzmärkte zwar jeden Aspekt des Alltagslebens durchdringen, aber die Wertvorstellungen, die im Alltag eine Rolle spielen, nie die Finanzmärkte durchdrungen haben. Am Vorabend des G20-Gipfels in London sagte ich in einer Rede vor führenden Vertretern aus Kirche, Verwaltung, Wohlfahrtsverbänden und Wirtschaft in St. Paul's Cathedral:

Wie Sie wissen, erziehen wir unsere Kinder in unseren Familien dazu, hart zu arbeiten, ihr Bestes zu geben und ihren Teil beizutragen. Wir belohnen sie nicht dafür, unverantwortliche Risiken einzugehen, die sie oder andere gefährden würden. Wir ermuntern sie nicht, kurzfristige Belohnungen auf Kosten langfristigen Erfolgs anzustreben. Und in Großbritanniens kleinen Betrieben sind Geschäftsführer und Eigentümer die Unternehmer, auf die unser Land angewiesen ist und die wir zu Recht feiern. Aber sie trainieren ihre Belegschaft nicht darauf, waghalsige Investitionen zu tätigen, sich hinterhältig zu verhalten und ihre riskantesten Glücksspielereien aus den Büchern zu halten.

Die meisten, die hart gearbeitet haben, um sich eine Firma oder einen Betrieb aufzubauen, wissen, was es heißt, verantwortungsvoll Risiken einzugehen, aber sie verstehen nicht, wieso ein Unternehmen Versagen belohnen sollte und wieso manche Menschen durch fehlgeschlagene Wetten mit dem Geld anderer märchenhaft reich geworden sind. Daher ist es absurd, wenn Extreme unsere Probleme dem Privatsektor anlasten. Was wir tatsächlich brauchen, ist, dass alle im Privatsektor die Praxis übernehmen, die bei den meisten im Privatsektor vorherrscht.

Und heute ist es unsere Aufgabe, unsere Finanzmärkte enger an den Werten auszurichten, die in Familien und bei Geschäftsleuten im ganzen Land gelten.

Sowohl diese Rede als auch das vorliegende Buch beruhen auf demselben Argument: Moral Hazard, also die rücksichtslose Unbekümmertheit gegenüber Risiken, stellte zwar ein schwerwiegendes Problem für die Rekapitalisierung der Banken dar, aber das Verhalten von Bankern warf noch eine weitaus umfassendere, tiefgreifendere und drängendere moralische Frage auf. Das Versagen manifestierte sich zwar in der Unterkapitalisierung, aber die wahre Ursache war wesentlich schlichter: Waghalsigkeit und Verantwortungslosigkeit, die allzu oft aus Gier erwachsen. Geld, das in die Kapitalausstattung des Finanzsystems hätte fließen sollen, wanderte stattdessen in eine überzogene Entlohnung. Geld, das Sparer Banken anvertraut hatten, wurde verzockt – nicht im Sinne der Sicherheit der Sparer, sondern zum Wohl der Händler.

Wie ich bereits in St. Paul's Cathedral sagte, war es, als hätten wir vergessen, »dass die Tugenden, die wir am meisten bewundern und die eine Gesellschaft erblühen lassen – harte Arbeit, Verantwortungsbewusstsein, Ehrlichkeit, Unternehmergeist, Fairness –, keine Werte sind, die aus den Märkten entspringen, sondern Werte, die wir in die Märkte einbringen. Sie erwachsen nicht aus Marktkräften, sondern aus unseren Herzen, und es sind Werte, die in Familien, in Schulen, in unseren gemeinsamen Institutionen und in unseren Gemeinden gepflegt werden. Märkte sind auf das angewiesen, was sie nicht hervorbringen können. Sie setzen eine Fülle von Werten voraus und funktionieren am besten, wenn diese Werte hochgehalten werden.«

Das Funktionieren der Finanzmärkte setzte eben jene Werte voraus, die notwendig sind, Vertrauen zu schaffen und sowohl eine gute Gesellschaft als auch eine starke Wirtschaft zu erhalten, gleichzeitig untergruben sie diese Werte aktiv.

Wie die Krise der 1970er Jahre Fragen nach angemessenen Grenzen staatlichen Handelns aufwarf, wirft die gegenwärtige Krise

Fragen nach den angemessenen Grenzen des Markts auf. Denn mit jedem Tag, an dem die Krise sich verschärfte, wurde klarer, dass ein Großteil der orthodoxen Wirtschaftslehre für die Lage, mit der wir uns konfrontiert sahen, irrelevant war.

Nach herkömmlichen Wirtschaftstheorien »bereinigen« Märkte sich fortwährend, passen sich Löhne und Preise flexibel aneinander an, werden die wirtschaftlichen Ressourcen schließlich voll ausgeschöpft und bringt jeder systemische Schock eine erneute Anpassung der Löhne und Preise an die neuen Realitäten. Obwohl bekannt ist, dass es unvollkommene Informationen und Akteure gibt, geht man davon aus, dass die Märkte sich ohne staatliche Einmischung vollkommen selbst regulieren.

Die Krise hat jedoch gezeigt, dass die orthodoxe Mikroökonomie nicht das vollständige Bild wiedergibt. In Wirklichkeit sind Finanzmärkte zur spektakulärsten Selbstverbrennung imstande. Unter diesen Umständen stellt sich der Politik die grundlegende Frage: Können wir uns darauf einigen, dass Märkte im öffentlichen Interesse sind, sich aber nicht automatisch mit diesem gleichsetzen lassen? Märkte können nicht nur von rationalen Entscheidungen bestimmt werden, sondern ebenso von *Animal Spirits*, wie Keynes es nannte – also von »Lebensgeistern« oder Instinkten, die an einem Tag risikoscheu, am nächsten irrational überschwänglich sind. Globalisierte Risiken lassen sich nicht einmal mit den besten mathematischen Modellen der Welt angemessen beherrschen. Also ist es im öffentlichen Interesse, für ein ausgewogenes Verhältnis zwischen der Rolle der Märkte und der Rolle des Staates zu sorgen – für eine Balance, die sowohl die Märkte als auch den Staat bändigt, um zu gewährleisten, dass sie die Werte der Menschen widerspiegeln und ihren Bedürfnissen entsprechen.

Die Frage, die ich stellen möchte, lautet: Brauchen Märkte ebenso wie Staaten eine eigene Verfassung – eine explizite Erklärung der Ethik und Regeln –, über die debattiert, diskutiert, gestritten und nach Änderungen abgestimmt wird? Auf diesen Punkt komme ich

später zurück. Vorerst geht es mir um das Argument, dass die Wirtschaftsnormen und -verfahren in jeder Generation in einem Beziehungsrahmen geprägt werden, der zwischen Individuen, Staaten und Märkten etabliert wird; und die Regelungen, die viele Staaten in den 1980er und 1990er Jahren erreicht hatten, erwiesen sich als völlig unzureichend für die globalen Probleme, die wir in den vergangenen drei Jahren bewältigen mussten.

Noch größere Gefahr droht uns jedoch von einem anderen Marktversagen. Spiegelbildlich zu dem oben beschriebenen mikroökonomischen Problem gibt es auch ein makroökonomisches. Seit Keynes und den Erfahrungen der 1930er Jahre ist bekannt, dass die Nachfrage hinter dem Angebot zurückbleiben kann. Heute, 2010, stehen wir vor ganz ähnlichen Entscheidungen, mit denen sich die Welt damals konfrontiert sah, da mindestens 200 Millionen Menschen auf der Welt ohne Beschäftigung sind und 100 Millionen Arme schon jetzt in Not und Elend leben.

Als die Märkte in den 1930er Jahren versagten, mussten die Staaten eingreifen. Aus dem New Deal jener Zeit erwuchsen die modernen Beziehungen zwischen Staat und Markt. Ein Beispiel dafür ist der britische Wohlfahrtsstaat. In den 1970er Jahren führten Probleme mit Korporativismus, angestammte Produzentenrechte, staatliche Unzulänglichkeiten und die Revolte gegen Kollektivismus zu der Erkenntnis, dass der Staat zu einem Selbstzweck werden konnte. Aber statt die Beziehung zwischen Staaten und Märkten zu reformieren, kann man sagen, dass sich ein Paradigma der »effizienten Märkte« durchsetzte – eine Ansicht, die durchgängig von Denkern in der Keynes'schen Tradition und in jüngster Zeit auch von Verhaltensökonomern und George Soros in seiner einflussreichen »Reflexivitätstheorie« kritisiert wurde.

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts ist uns nun wieder einmal klar geworden, dass auch Märkte von eigennützigen Interessen geprägt sein können, dass Wirtschaftsakteure nicht immer rational handeln, dass Märkte sich nicht selbst korrigieren, dass sich der

Arbeitsmarkt nicht automatisch erholt und dass ein vollständig dereguliertes, passives Kapitalismusmodell ohne staatliche Eingriffe nicht mit extremen Schwankungen und Schocks fertig werden kann, wie wir sie in der Bankenkrise erlebt haben.

Vor allem aber haben wir festgestellt, dass solche Probleme durch die Globalisierung nicht geringer, sondern größer werden. Die Antwort darauf lautet nicht, wie ich später näher ausführen werde, entweder die Märkte oder staatliches Eingreifen völlig abzulehnen, sondern einen neuen Weg für das Zusammenwirken von Individuen, Märkten und Staaten zu suchen.

Wir können nicht länger behaupten, Märkte bräuchten keine Moral, Staaten aber wohl, oder Märkte müssten ungezügelt sein, weil der Staat – aber nie die Märkte – von eigennütigen Interessen geprägt sein könne. Ebenso wenig können wir behaupten, Märkte könnten niemals moralisch sein, Staaten aber doch.

Ich möchte daher eine Schlussfolgerung prüfen, die ich für die weitreichendste Lehre aus dieser Krise halte: Der uralte Territorialstreit zwischen privatem und öffentlichem Sektor, zwischen der Rolle des Markts und der Rolle des Staates lässt sich nicht einfach mit einem Waffenstillstand beenden. Seine Lösung darf sich nicht auf einen mechanistischen Kompromiss gründen – sich lediglich auf öffentlich-private Partnerschaften oder eine taktisch begründete Demarkationslinie zu einigen –, sondern muss auf einer gemeinsamen moralischen Verpflichtung auf das Gemeinwohl beruhen.

Nach meiner Ansicht sollten wir folgendes Argument prüfen: Wenn sowohl Märkte als auch Staaten Fehler machen können, dann ist es am besten, wenn beide von Werten untermauert werden, die sowohl das Bedürfnis nach Fairness und Verantwortung als auch die Notwendigkeit von Wettbewerb und Unternehmertum widerspiegeln. Das ist für mich die einzige tragfähige Basis für das Vertrauen, auf das Märkte und Staaten angewiesen sind. Das 20. Jahrhundert war von einem unfruchtbaren Kampf zwischen Markt und Staat, öffentlichem und privatem Sektor dominiert. Im 21. Jahrhundert müs-

sen der Markt wie auch der Staat sich einer stärkeren Macht unterwerfen: den Werten und besten Strebungen der Menschen.

Mehr denn je bin ich mittlerweile überzeugt, dass wir eine gemeinsame Ethik der Globalisierung brauchen, die weit über die Interessen einiger globaler Unternehmen und Finanzinstitutionen hinausgeht. Auf dieser Ethik sollte eine neue Weltordnung aufbauen, in der jede politische Neuorientierung in Hinblick auf Wirtschaft, Umwelt und soziale Gerechtigkeit sich nicht nur auf die gemeinsamen Interessen stützt, die sich aus unserer wechselseitigen Abhängigkeit ergeben, sondern auch auf die gemeinsamen Überzeugungen, die aus unseren gemeinsamen Werten erwachsen. Wenn wir uns für das weitere Vorgehen mögliche Beziehungsmodelle zwischen Markt und Staat ansehen, können wir, meiner Ansicht nach, auf zwei Tatsachen aufbauen, die im Laufe dieser Krise erkennbar geworden sind. Die erste ist, dass uns als Gesellschaft wesentlich mehr Waffen für den Umgang mit Marktkrisen zur Verfügung stehen, als wir bis dahin gedacht haben. Die zweite ist, dass diese Waffen sich dort, wo es angebracht ist, am effektivsten einsetzen lassen, wenn sie auf globaler, nicht nur auf nationaler Ebene koordiniert werden.

Als man mich im Sommer bei einer Tagung des *Wall Street Journal* bat, die Lehren, die ich aus der Krise gezogen habe, in einem Satz zusammenzufassen, antwortete ich schlicht: »Globale Probleme erfordern globale Lösungen.« Das gilt nicht nur für den Finanzmarkt, sondern auch für Terrorismus, Klimawandel, die Verbreitung von Atomwaffen, globale Epidemien, Entwicklung und Massenmigration. Der wohl deutlichste Ausdruck für einen zunehmenden Internationalismus unter den Völkern der Welt ist das Bewusstsein für extreme Armut in einer ganzen Generation, die sich die Live-8-Konzerte angeschaut hat, Kampagnen wie ONE unterstützt und verkündet, dass die krassen Ungleichheiten zwischen reichen und armen Ländern nicht auf ewig fortbestehen dürfen.

Selbstverständlich werden wir immer stolz sein, Briten, Amerikaner, Russen, Chinesen oder Inder zu sein. Aber wir können keines

dieser Probleme bewältigen, wenn wir uns ausschließlich als Briten, Amerikaner, Russen, Chinesen oder Inder verstehen. Wenn die Bürger der USA, Großbritanniens, Russlands, Chinas, Indiens und vieler anderer Staaten und ihre Regierungen diese globalen Probleme, die sich nur durch koordinierte internationale Maßnahmen lösen lassen, nicht gemeinsam anpacken, werden wir scheitern.

In diesem Buch befasste ich mich mit einer Frage, die ich für die entscheidende Prüfung unserer Generation halte: ob wir bereit sind, die Globalisierung so zu gestalten, dass sie für die Menschen wirkt und nicht umgekehrt. In meiner Rede in St. Paul's Cathedral erinnerte ich an ein Plakat, das ich 2005 bei der »Make-Poverty-History«-Kampagne gesehen hatte und das mich noch immer demütig stimmt: »You are G8. We are six billion« (Ihr seid G8. Wir sind sechs Milliarden).

Milliarden Menschen auf der Welt brauchen und fordern eine bessere Globalisierung. Es liegt im Wesen der Macht, dass man immer Aufgaben unerledigt lässt, wenn man aus einem Amt scheidet. Es liegt im Wesen der Politik, dass die Auseinandersetzung weitergehen muss. Dieses Buch ist meine Warnung vor einem Jahrzehnt verlorenen Wachstums und meine Antwort auf diese Sorge mit einem Aufruf für eine bessere Globalisierung. Es erklärt ein Muster in den Zahlen, das auf eine enorme Chance hinweist, Armut zu lindern und Arbeitsplätze und Wachstum zu schaffen. Eine Zukunft geringen Wachstums, hoher Arbeitslosigkeit, des Niedergangs und Verfalls ist nicht unausweichlich; alles hängt davon ab, für welche Veränderungen wir uns entscheiden.